

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 8. Bromberg, den 17. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

32. Fortsetzung.) ———

„Bald werden sie es noch schwerer haben," sagte Kersten. „Aber es hilft nichts, erst müssen genug der Feinde in der Mausefalle sein."

„Meldung von Stand 8: Eine vor drei Minuten gemachte Fernphotographie zeigt 117 feindliche Flugzeuge, von denen drei im Absturze begriffen waren."

Kersten wandte sich an den Ersten Offizier:

„Sind die Batterien intakt?"

„Alle sind kampffähig. Materialverluste an verschiedenen Stellen, Mannschaftsverluste bisher nur zwei."

Der Lautsprecher der Zentrale meldete:

„Verbindung mit Stand 5 unterbrochen."

„Abfrage bei 1 und 4, ob sie etwas wissen," befahl Kersten.

Ein Klirren dicht an seinem Kopfe ließ ihn unwillkürlich beiseitefahren. Das Glasfenster war zerbrochen. Rasch blickte er sich um. Sanders hielt die Hand an die rechte Backe, die stark blutete.

„Es ist unbedeutend," sagte er beruhigend.

„Verirrter Maschinengewehrschuß," erklärte der Erste Offizier und rief durch ein Sprachrohr zum Verbandraume hinauf.

„Kümmern Sie sich um Gottes willen nicht um mich!" bat Sanders und schritt selber zur Tür, durch die im gleichen Augenblick Linda hereingeflogen kam.

„Sie sind verwundet?" schrie sie ihm zu.

„Still, wir dürfen nicht stören," bat Sanders. „Es hat nicht das geringste zu sagen."

Aber er taumelte doch etwas, als Linda ihm stützend zur Türe half.

Der Erste Offizier meldete: „Drei weitere Kampfflieger mußten niedergehen. Vom Gegner sind mindestens schon dreißig außer Gefecht. Es ist Zeit, sonst wird auch der Rest unserer Flugzeuge vernichtet."

„Wo bleiben die Meldungen über das zweite feindliche Geschwader?" fragte Kersten.

Der Zweite Offizier winkte durch Zeichen, daß er gerade spräche. Gleich darauf meldete er:

„Stand 4 teilt mit, daß Stand 5 durch Bombentreffer beschädigt ist. Stand 3 meldet, daß nach seiner Ansicht fast alle feindlichen Flugzeuge im Innern des Verteidigungsringes seien."

„Kampfflieger geben Blinklicht," rief der Erste Offizier, „sie wollen durchbrechen."

Kersten sprang an den Schalttisch. Ein Blicke überzeugte ihn, daß nur wenige rote Störungslämpchen brannten. Er bog die Schalter der Batterien 40 bis 50 und 80 bis 90 nach links, um diese Stellen für den Durchbruch der Kampfflieger steuerfrei zu halten, die übrigen nach rechts. Gleichzeitig hatte der Erste Offizier die Schutzschilde heruntergelassen.

Und nun setzte es ein wie ein schweres Hagelwetter, prasselnd, rauschend, knatternd, polternd; ein höllisches Gerase und Getobe der entfesselten menschlichen Zerstörungswerkzeuge.

Kersten schrie dem Ersten Offizier in die Ohren:

„Nachrichtenzentrale soll wichtige Meldungen durch Lichtschreiber geben."

Unverwandt blickte er auf den Schalttisch. Die Mehrzahl der grünen Lämpchen gaben Blinklicht als Zeichen, daß die dazugehörigen Batterien feuerten.

„Kampfflieger sind durch!" meldete der erste Offizier.

Kersten drehte den Rest der Hebel nach rechts, worauf alle grünen Lämpchen blinkten.

Oberhalb des Schalttisches erschien ein beleuchteter Papierstreifen, der aus einem Fernschreiber hervorkam. Der zweite Offizier machte Kersten aufmerksam. Dieser las die Worte:

„Stand 4 meldet etwa dreißig feindliche Flieger außerhalb des Verteidigungsringes. Seit Beginn des Feuers gelang es keinem französischen Flugzeuge, die Sperrzone zu durchfliegen."

Kersten schrie dem Zweiten Offizier zu:

„Befehl für Kampfflieger, den außen befindlichen Feind zu vernichten."

Dieser gab den Befehl durch Drücken der Tasten des Fernschreibers an die Zentrale, da der nervenzerreißende Lärm sich noch gesteigert hatte.

Der Erste Offizier, der durch eingebaute Sehrohre den Horizont gemustert hatte, ging zu Kersten heran und rief ihm zu:

„Sperrfeuer wirkt vortrefflich. Jeder Versuch einzelner Flieger, die Feuerzone zu durchbrechen, führt zum Abschuß. Wir müssen jetzt Schluß machen. In fünf Minuten ist die Munition verschossen."

„Was macht der Gegner?"

„Er irrt in dichten Haufen im inneren Ringe umher. Alle bleiben weit vom Sperrfeuer entfernt."

Kersten drückte auf einen Schalthebel, worauf sofort Totenstille eintrat.

„Melden Sie, sobald ein Flugzeug sich der Sperrzone nähert", sagte er dem ersten Offizier. Dann rief er der Zentrale zu: „Rufen Sie Gegner durch Funkspruch an: Wir bieten Kapitulation, sonst volle Vernichtung."

„Feind versucht Durchbruch in großer Höhe!" rief der erste Offizier.

Kersten drückte aufs neue den Feuerhebel, und wieder begann das entsetzliche Getobe.

„Ein Gegner nach außen entronnen, zehn stürzen ab, der Rest sammelt sich wieder in der Mitte", meldete der Erste Offizier.

Eine neue Feuerpause trat ein. Diesmal versuchten die eingeschüchterten Franzosen keinen Durchbruch. Mit etwa 4000 Meter Höhe war ihre äußerste Steigefähigkeit erreicht, aber auch dort blieben sie von den Explosivgeschossen der Maschinengeschütze nicht verschont.

„Verständigung mit dem Gegner wurde aufgenommen. Er verweigert die Kapitulation und verlangt freien Abzug. Kampfflieger melden die Vernichtung der außerhalb befindlichen feindlichen Flugzeuge."

„Dann also auf zum letzten Streit!" sagte Kersten hart.

Er und der Erste Offizier rückten die Hebel des Schalttisches, die den Batterien entsprachen, ein Ende nach der Mitte zusammen.

„Jetzt ist der Umfang des Ringes nur noch zwei Kilometer groß", sagte Kersten.

Aufs neue setzte das schreckliche Prasseln und Knattern ein. Langsam wurden die Hebel immer weiter der Mitte zugerückt, und immer enger schnürte sich die verderbliche Feuerzone.

Schon nach einer Minute meldete der Zweite Offizier:

„Eine Menge der Gegner stürzt ab. Der Rest drängt sich eng in der Mitte zusammen."

Kersten unterbrach das Feuer, richtete aber zur Sicherheit die Batteriehebel wieder auf die ursprüngliche Lage, so daß der große Ring aufs neue hergestellt war.

Die Zentrale meldete nach kurzer Zeit:

„Feind nimmt bedingungslose Unterwerfung an."

„Alle feindlichen Flugzeuge sollen sofort landen!" befahl Kersten. „Und zwar in einem Umkreise, der nicht weiter als 500 Meter von der zerstörten Flugzeughalle entfernt ist. — Befehl für die Kampfflieger: Sobald der Gegner gelandet ist, oberhalb desselben kreuzen, um jeden Fluchtversuch zu unterbinden. — Befehl an die erste Kompanie: Entwaffnung und Gefangennahme der Feinde. — Befehl an zweite und dritte Kompanie: Absuchen des Kampffeldes nach Verwundeten. — Befehl an die vierte Kompanie: Aufräumungsarbeiten. — Mitteilung an alle Kommandostellen: Der Feind hat kapituliert."

*

Schreiben des französischen Botschafters in Berlin an den deutschen Minister des Auswärtigen.

Eurer Exzellenz

erlaube ich mir, im Auftrage der Regierung Frankreichs folgendes zu unterbreiten:

Am 17. Mai fielen mehrere französische Flugzeuggeschwader in der Nähe des Ortes Platinia im Nordlande Nova Thule einem heimtückischen Überfall zum Opfer. Der Usurpator jenes Landes ist ein Deutscher namens Sanders. Ebenso besteht seine sogenannte Schutztruppe fast ausschließlich aus Deutschen, die die ahnungslosen französischen Flieger mit Kampfflugzeugen bekämpften, die nach deutschen Modellen in einer in Rußland errichteten deutschen Fabrik hergestellt wurden.

Nova Thule unternahm vor einiger Zeit den Versuch, sich als selbständigen Staat zu erklären, um auf diese Weise seine geheime Abhängigkeit und Verbindung mit Deutschland zu verschleiern. Die Regierung Frankreichs durchschaute aber dieses Manöver und erkannte den sogenannten neuen Staat nicht an. Die dort befindlichen Deutschen blieben also Untertanen des Deutschen Reiches, das somit für die von seinen Staatsangehörigen verübten Untaten verantwortlich ist.

Wahrscheinlich wird die deutsche Regierung nicht nur ihre völlige Schuldlosigkeit betonen, sondern auch behaupten, keinen Einfluß auf die in Nova Thule befindlichen Deutschen ausüben zu können. Demgegenüber sieht Frankreich sich in die Notwendigkeit versetzt, sofort seinerseits geeignete Maßnahmen zu ergreifen, wie sie die Dringlichkeit der Lage erfordert. Hierher gehört vor allem die Unterbindung jedes weiteren Nachschubes von Maschinen oder sonstigem Kriegsmaterial sowie von Mannschaften nach dem Nordlande.

Die Regierung Frankreichs sieht sich daher zu folgenden Maßnahmen genötigt:

1. Alle Fabriken, in denen Flugzeuge oder deren Bestandteile hergestellt werden können, sind zu schließen, die dort befindlichen Maschinen zu vernichten. Hierzu gehören außer den Flugzeugfabriken alle Automobil- und Motorenfabriken sowie eine Anzahl anderer Werke, die noch genauer bezeichnet werden.

2. Die Ausführung dieser Maßnahmen wird bei der bekannten Unzuverlässigkeit der deutschen Organe in die Hand der dazu bestimmten französischen Militärbefehlshaber gelegt.

3. Zu diesem Zwecke werden zunächst fünf Armeekorps mobilisiert, deren Einmarsch in Deutschland binnen drei Tagen beginnt. Näheres darüber wird durch den französischen Oberbefehlshaber direkt mitgeteilt.

4. Die Kosten dieser militärischen Maßnahmen ebenso wie die Verpflegung der Truppen trägt Deutschland. Allen Requisitionen ist sofort nachzukommen.

5. Bei genauester Befolgung obiger Forderungen verspricht die Regierung Frankreichs, alle berechtigten Interessen der Bevölkerung sowie das Privateigentum zu respektieren.

Dieses sind die Bedingungen, die meine Regierung nach reiflichster Überlegung im Interesse der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit Frankreichs fordern muß. Der Inhalt dieses Schreibens wird gleichzeitig veröffentlicht werden, damit die ganze Welt die weise Mäßigung unserer Forderungen zu beurteilen vermag.

Ich bitte Eure Exzellenz, die Versicherung entgegenzunehmen, daß Frankreich sich von keinerlei Animosität gegen Deutschland leiten läßt. Es ist sich seiner hohen Aufgabe voll bewußt, stets nur den Anschauungen höchster Menschlichkeit und den Forderungen der Kultur und Zivilisation zu entsprechen.

Der Botschafter Frankreichs.

*

Telegramm des französischen Botschafters in London an den Minister des Äußern in Paris (chiffriert).

„Die englische Regierung läßt mir durch Lord Bratford ihr aufrichtiges Bedauern über den unerhörten Überfall auf unsere Luftflotte in Nova Thule aussprechen. Gerade in der jetzigen Situation halte England es für seine Pflicht, dem alten Kampfgenossen ruhmreicher Siege die unverbrüchliche Treue zu wahren. Desgleichen sprach Lord Bratford sein Bedauern und seine Mißbilligung darüber aus, daß ein unverantwortlicher Teil der englischen Presse in wenig freundlicher Weise die Vorfälle in Nova Thule bespreche. Um allen Gerüchten über eine bevorstehende oder bereits erfolgte Spannung zwischen England und Frankreich entgegenzutreten, bitte die Regierung Englands um die Erlaubnis, mit zwei Linienschiffs- und einem Kreuzergeschwader der ruhmreichen französischen Flotte in Brest einen Besuch abstatten zu dürfen. Sie erhofft von der Wiederaufnahme der unvergeßlichen Kriegserinnerungen eine weitere Festigung der gegenseitigen engen Bande beider Flotten und glaubt auf diese Weise am besten allen übelwollenden Preßstimmen zu begegnen."

Dieses ist der Inhalt von Lord Bratfords Mitteilungen. Ich persönlich neige dazu, den englischen Besuch zu begrüßen, da er unsere Machtstellung moralisch sehr stärken wird. Im Grunde ist natürlich das englische Bedauern über unseren Unfall in Nova Thule voll versteckter Schadenfreude. Immerhin scheint es im Interesse der englischen Politik zu liegen, die Fäden zu Frankreich nicht abreißen zu lassen.

Für den englischen Flottenbesuch in Brest wurde der 22. Mai in Aussicht genommen. Ich rate dazu, unsere gesamte Flotte, soweit sie verfügbar ist, dorthin zu beordern. Besonders die große Zahl unserer neuen Unterseeboote wird ihren Eindruck nicht verfehlen."

Der Botschafter Frankreichs.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn.

Humoreske von Morris Stanley (Neuyork).
(Deutsch von Ida Sorter (Wien).

Mr. Ralston trat zu seiner Frau, die auf der Veranda ihres Landhauses in den Kolonien saß, und übergab ihr die eingelangte Post. Mrs. Ralston griff nach der „Frauenzeitung", und gleichzeitig überflogen ihre Blicke die Rubriken: „Wäschekammer der guten Hausfrau", „Winke für den Haushalt", „Kochrezepte".

Plötzlich wurde sie ein wenig interessiert und wendete sich ihrem Gatten zu, der rauchend neben ihr saß.

„Denke nur", sagte sie ein wenig zaghaft, „das Blatt hat eine neue Rubrik. Wenn wir könnten .... wenn du wolltest ..."

„Wünschest du dir vielleicht etwas? Was immer es auch sei, es sei dir als Belohnung, daß du so tapfer hier mit mir in den Kolonien ausharrst, gewährt. Was ist es also?"

„Es ist ein Baby."

Die Zigarette fiel Mr. Ralston aus dem Mund. „Gibt es denn das zu kaufen?" stieß er hervor.

„Die Frauenzeitung" hat so eine Art „Fundamt" errichtet. Sie sucht Heime für kleine Kinder, deren Eltern tot oder verschwunden sind. Höre einmal, Walter, diese Annonce: Ein Knabe, ein Jahr alt, mit blauen Augen, goldenem Haar und sonniger Gemütsveranlagung wird abzugeben gesucht. Gute Abstammung, daher keine Erbfehler zu befürchten." Ängstlich wartete Mrs. Ralston die Wirkung ihrer Worte ab, dann sprach sie weiter: „Glaubst du nicht auch, daß wir dieses Kind annehmen sollen? Man kann es, so steht es hier, ein Jahr probeweise behalten und es nichtkonvenierendenfalls zurückstellen. Aber das werden wir doch nicht tun, nicht wahr, Walter?"

„Möglich", erwiderte der Gatte, „wir sind nämlich hier auf Kuba schon auf die tollsten Einfälle gekommen. Aber wer weiß, welchen Balg wir uns damit aufladen. Da wächst mein Tabak, den ich hier pflanze, schon verläßlicher heran. Und dann, wie stellst du es dir denn eigentlich vor, einen Säugling hier herüberzubringen? Hat deine famose „Frauen-Zeitung" ein eigenes Verpackungsinstitut, in dem kleine Kinder wie Nähmaschinen oder Grammophone gut emballiert in die Kolonien geliefert werden?"

Mrs. Ralston ließ sich von so viel Spott nicht einschüchtern. Sie wies triumphierend auf eine Notiz der Zeitung: „Wenn Leute, die ein Kind anzunehmen wünschen, in weiter Entfernung wohnen", stand da zu lesen, „so genügt es, eine vertrauenswürdige Person, mit den nötigen Ausweisen versehen, zu uns zu schicken, und das Kind wird

ihr ausgefolgt werden.“ „Aber wen könnten wir denn schicken, Walter?“ „Ich wüßte keine Seele“, rief Walter vergnügt. „Meine Geschäftsfreunde werden sich keinen solchen Ballast aufbürden wollen.“

Aber diese Worte gaben der Mrs. Phinny eine Erleuchtung.

„Ich habe es!“ rief sie entzückt, „Mr. Potten wird es uns bringen. Es ist doch ein ganz geringfügiges Ansuchen, das wir an ihn richten. Er kauft dir deinen Tabak nun schon lange zu guten Preisen ab, so daß wir wirklich diese Kleinigkeit verlangen dürfen. Die Leute der Frauenzeitung werden ihm am Tag der Abreise das Kind aufs Schiff bringen, und er wird in unserem Auftrage die Stewardeß reichlich für die Beaufsichtigung des Kindes bezahlen. Wo liegt also die Schwierigkeit? Mr. Potten liebt die Kinder. Du sahst doch selber, wie er hier das kleine Mädchen unseres Kochs küßte.“

„Nun, ein sechzehnjähriges Mädchen küssen ist wirklich viel leichter, meine Liebe, als auf einer Reise die Kinderfrau eines Säuglings zu spielen.“

Aber Mrs. Ralston siegte doch, denn sie siegte ja immer.

Mr. Ralston schrieb an Mr. Potten einen seiner gewöhnlichen Geschäftsbriefe, die Tabakernte betreffend, und fügte erst ganz zum Schluß sein Anliegen mit einigen humoristischen Worten bei.

Aber Mr. Potten erklärte sich gleich einverstanden, denn er war ein guter Geschäftsmann, und außerdem noch von einer ganz besonderen Eitelkeit. Er stellte es sich sehr hübsch vor, während der ganzen Überfahrt als Wohltäter gefeiert zu werden. Aber seiner Gattin die Geschichte mitzuteilen, fand er doch nicht den Mut, denn, um die Wahrheit zu gestehen, Mr. Potten war ein großer Pantoffelheld und er fürchtete, von der Gattin an der Ausführung seines Planes gehindert zu werden, da diese eine üble Nachrede auf dem Schiffe voraussehen würde.

Als der Tag der Reise endlich herangekommen war, war der gute Potten unendlich nervös. Er hatte den Tabak und seine Gattin ganz vergessen, und sah in seiner Phantasie nichts als kleine Kinder vor sich. Er nahm von seiner Gattin zärtlichen Abschied und verstand es, sie davon abzuhalten, ihn an den Dampfer zu begleiten, was aber das Mißtrauen der eifersüchtigen Gattin weckte. Potten stand bei der Stewardeß an der Landungsbrücke, als zwei seiner Berufskollegen. Vosberry und Ashword, das Schiff betraten, um die Reise ebenfalls mitzumachen.

Nun näherte sich dem Landungssteg ein geschlossener Wagen und eine junge Frauensperson stieg aus, ein kleines menschliches Bündel im Arm, das sie Potten übergab, der es an die Stewardeß weiterleitete, Vosberry hatte die kleine Szene beobachtet.

„Hallo, Potten“ rief er, „was ist denn das?“

Pottens Eitelkeit schwoll. „O, das ist nur ein kleines unglückliches Kind,“ erwiderte er mit sanfter Stimme. „Es hat einen schrecklichen Husten, den es nicht los werden kann. Man interessierte mich für das Kind und da beschloß ich, es auf die Seereise mitzunehmen und einige Zeit in den Tropen zu lassen, um seiner Gesundheit aufzuhelfen. Die Stewardeß wird es auf der Reise behüten. Ich bezahle sie dafür natürlich sehr reichlich.“

Vosberry pfiff vor sich hin und klopfte Potten auf die Schulter. „Du bist ein nobler Kerl,“ sagte er, „ich hätte dir das nicht zugemutet. Aber dann bist du vielleicht auch gar der unbekannte Wohltäter, der laut Zeitungsbericht unlängst 5000 Dollars für das St. Marykinderheim spendete?“

Potten zuckte zusammen. In seinem ganzen Leben hatte er noch nicht einen Cent für Wohltätigkeiten verausgabt.

„Nun,“ sagte er dann, sich vor Eitelkeit blähend, „jeder muß eben das Seinige tun!“

Vosberry stieß ein erstauntes „Ah!“ und „Oh!“ nach dem anderen aus und machte sich dann davon, seinem Freund Ashword die große Neuigkeit mitzuteilen.

„Ah, geh mir mit deinem Geschwätz!“ erwiderte Ashword mißtrauisch, „wenn Salomon Potten ein Kind nach Kuba mitnimmt, um es gesund zu machen, so, — du verstehst mich“ (er zwinkerte mit den Augen), „so hat er gewiß ein persönliches Interesse daran.“

Kopfschüttelnd entfernte sich Vosberry, aber bevor das Schiff noch die Anker gelichtet hatte, wußte jedermann an Bord, daß „der große Salomon Potten“ auf dem Schiffe sei, der vorige Woche 5000 Dollars gespendet hatte und der nun ein fremdes Kind mit sich reisen ließ.

Potten war glücklich. Er schob sich einen Schiffsstuhl auf ein sonniges Plätzchen, schloß die Augen und gab sich seinen Phantasien ungestört hin, in denen er die Rolle eines großen Wohltäters der Menschheit spielte.

Plötzlich spürte er, daß sich zwei weiche Hände auf seine Augen legten und eine bekannte Stimme fragte: „Wer bin ich?“

Potten zuckte zusammen, rieb sich die Augen und sah schuldbewußt in das Gesicht seiner Frau. „Ah, du bist es, Lottie?“ stammelte er.

„Wie kommst denn du daher?“

„Ach,“ lachte die junge Frau, „du gefielst mir in den letzten Tagen gar nicht, Salomon, und ich fürchtete, etwas sei mit deiner Gesundheit nicht in Ordnung. Wenn ich dich gebeten hätte, mich mitzunehmen, hättest du es sicher nicht getan, und so bin ich eben hinter deinem Rücken mitgekommen.“

Und wieder lachte die junge Frau hell auf.

Potten versuchte, erfreut dreinzusehen, aber ungeahnte Komplikationen begannen sich vor seinem geistigen Auge zu entwickeln.

„Vosberry ist an Bord,“ murmelte er, „und wenn du mich einen Augenblick entschuldigen willst, werde ich ihn herbringen, damit er dich begrüße.“

Allein geblieben, griff Mrs. Potten nach einer Zeitung. Sie hatte aber erst ganz wenige Zeilen gelesen, als sich ihr die Stewardeß näherte. „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie. „Sie sind doch Mrs. Potten? Ich habe mich schon längere Zeit um Mr Potten umgesehen und kann ihn nicht finden. Das Baby schreit nämlich unaufhörlich und will sich nicht beruhigen lassen.“

Mrs. Potten war sprachlos. „Welches Baby“? fragte sie.

„Nun, das Baby, das Mr. Potten mit nach dem Süden nimmt.“

War die Frau verrückt? Aber um sie nicht noch mehr zu erregen, sagte Mrs. Potten: „Führen Sie mich auf Ihr Zimmer und holen Sie Mr. Potten herbei. Er ist im Rauchsalon.“

Das Kind hatte zu schreien aufgehört und spielte im Bette mit den Kissen. Fassungslos starrte Mrs. Potten es an. Da öffnete sich die Türe und Mr. Potten trat ein. Zornfunkelnden Auges schrie ihm seine Frau entgegen: „In welchem Verhältnis stehst du zu dem Kinde?“ Diskret hatte die Stewardeß bei dieser Frage das Zimmer verlassen.

Gebrochen stand Potten da. „Ich will dir die ganze Wahrheit eingestehen, mein Engel,“ stammelte er.

„Die Wahrheit! Dieses Kind hier spricht die ganze Wahrheit!“

„So höre mir doch zu, mein Kind. Die „Frauenzeitung“, du kennst sie doch? — hat einen Aufruf erlassen . . .“

„Ich kenne sie nicht“ unterbrach ihn Mrs. Potten scharf. „Ich habe es nicht nötig, sie zu lesen. Ich bestelle meine Toiletten bei Marston und halte mir eine perfekte Köchin, so daß ich es nicht nötig habe, mir bei einer Frauenzeitung billige Rezepte zu verschaffen.“ Stolz blickte Mrs. Potten ihren Gatten an.

„Nun denn,“ begann Potten aufs neue, „die Ralstons wollten ein Kind adoptieren.“

„Wer sind diese Ralstons?“

„Mr. Ralston verkauft mir jährlich seinen Tabak zum Weiterverkauf.“

„Und welches Recht hat denn diese Mrs. Ralston eigentlich, dich um etwas so Ungeheures zu bitten? Bist du ihr gar irgendwie verpflichtet? Denn für den Tabak bezahlst du ja!“

Wilder Zweifel lag in den Zügen der jungen Frau.

„Sie fühlt sich so einsam,“ stammelte Mr. Potten, „und da schrieb sie mir, wo ich das Kind beheben solle. Ich tat es . . . und hier ist es nun.“

„Merke dir, Salomon, ob du die Wahrheit sprichst oder nicht . . . in meinen Augen bleibst du bis an dein Lebensende ein Narr!“

Weinend und leidenschaftlich erregt hatte sie sich entfernt. Auf dem Verdeck traf sie mit Vosberry zusammen.

„Die Stewardeß hat mir alles erzählt, Mrs. Potten,“ sagte er. „Wie konnten Sie nur Ihren Gatten so sehr verdächtigen? Solch ein edler Mensch! Führt ein fremdes Kind mit sich, um es gesund werden zu lassen und spendet für das St. Maryheim 5000 Dollars.“

„Mein Mann 5000 Dollars spenden? Ha, ha, ha! Um es gesund werden zu lassen! Ha, ha, ha! Er führt das Kind einfach zu den Ralstons, die es adoptieren wollen.“

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Vosberry ihr nach, als sie sich entfernte.

•

Es schien, als wolle die Seereise diesmal kein Ende nehmen. Potten schützte während der ganzen Reise Seekrankheit vor, um nicht aufs Verdeck kommen zu müssen; obwohl das Meer sanft wie ein Teich war. Wenn er aber doch einmal aufs Verdeck mußte, vermied er es krampfhaft, Vosberry anzusehen, als sei dieser ein Untersuchungsrichter, und was Ashword betrifft, so hätte er diesen Menschen kalten Blutes erwürgen können, bloß wegen seines Gesichtsausdruckes. Endlich aber war doch der Tag herangekommen, an dem das Schiff landen sollte.

Die Ralstons hatten das Zimmer, das für den Sohn bestimmt war, auf das eleganteste herrichten lassen, hatten

eine ganze Ladung Spielsachen darin aufgehäuft und standen nun erwartungsvoll am Landungssteg.

„Ich habe ihm die Dampfmaschine ganz vorne hingestellt“, sagte Mr. Ralston. „Ich wünsche, der kleine Bursche soll frühzeitig mit der Technik vertraut werden.“

„Und ich habe ihm die Menagerie neben das Bettchen gestellt, Väterchen, damit er die Tiere liebgewinne.“

„Wie wollen wir ihn nennen, Liebste?“

„Walter soll er heißen, Väterchen, nach dir und Walter Scott! Ich wünschte, daß er eine Poetennatur bekäme.“

Der Dampfer hatte angelegt. In der ersten Reihe der Passagiere, die aussteigen sollten, stand eine elegant gekleidete junge Frau, das Lorgnon vor den Augen, und forschte gierig in den Gesichtern der wartenden Menschen.

An ihrer Seite stand ein nervöser Mann, ein kleines Menschenbündlein auf dem Arm, das schrie und schrie und sich nicht beruhigen lassen wollte.

Und endlich durfte man aussteigen, und überglücklich erkannte der unglückliche Salomon Potten das Ehepaar Ralston.

„Hier ist es!“ schrie er ihnen zu, und überreichte ihnen das schreiende Bündel. „Hier ist es, aber fragen Sie mich jetzt nichts weiter. Ich fühle mich zu elend und will gleich ins Hotel.“

Die glücklichen Ralstons fuhren mit dem Kinde nach Hause. Die junge Frau hielt das Kind in leidenschaftlichem Entzücken an die Brust gepreßt. Zu Hause angekommen, sagte sie zu ihrem Gatten: „Bitte, Walter, geh' jetzt sofort in die Küche, um Milch für unseren Jungen zu holen. Ich will dem kleinen Walter mittlerweile ein Bad herrichten.“

Mr. Ralston lächelte und sagte: „Nun hätten wir ihn also endlich hier, Mütterchen. Ich bin dem guten Potten wirklich aus ganzem Herzen dankbar, daß er ihn uns brachte. Aber kam es dir nicht auch vor, Mütterchen, als sei Potten ein wenig mißgelaunt gewesen?“

„Ich hatte wirklich keine Zeit und Lust, Potten anzusehen“, erwiderte Mrs. Ralston, die ganz damit beschäftigt war, das Bündel zu entwirren.

In väterlichem Stolz entfernte sich Mr. Ralston, um die Milch herbeizuholen.

Als er wenige Minuten später wiederkam, fand er das Kind aus seinen Decken geschält im Bette liegen und herzhaft schreien. Aber noch mehr als dieser ungewohnte häusliche Lärm irritierte ihn der sonderbar verzweifelte und verlegene Gesichtsausdruck seiner Gattin.

„Ich wußte es ja, ich wußte es ja“, weinte sie, „daß auf diesen alten Narren kein Verlaß sein würde.“

„Was ist denn los, Mütterchen?“ fragte Mr. Ralston schüchtern, während er mit zitternden Fingern die Milch in den silbernen Becher goß, auf dem „Walter“ eingraviert stand.

„Nein, nein, nicht in dieses Glas“, schrie Mrs. Ralston. „Weißt du, was dieser Esel getan hat?“

Verzweifelt schüttelte der Gatte den Kopf.

„Nun also . . . er hat uns nicht Walter, sondern ein Mädchen gebracht.“

Geisteskranke Verbrecher.

Von Max Rose.

(Nachdruck verboten.)

Die Frage, ob der geistig vollkommen normale Mensch zur Ausführung von Verbrechen fähig ist, hat Juristen, Kriminalisten und Mediziner viel beschäftigt, eine klare Beantwortung der Frage ist aber nie erfolgt. Im modernen Strafrecht erkennt man die verminderte Zurechnungsfähigkeit an, ob sie aber bei dem zu verurteilenden Täter bei Begehung des Verbrechens vorhanden war, wird immer von der Beurteilung durch medizinische Sachverständige abhängig gemacht werden müssen.

Daß diese häufig verschiedener Meinung sind, erlebt man fast täglich vor Gericht, wenn der berühmte Paragraph 51 des Strafgesetzbuches in Anwendung kommen soll, wonach sich der Angeklagte zur Zeit der Begehung der Handlung in einem Zustand der Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Zahlreiche Verbrecher, die auf Grund dieses Paragraphen freigesprochen worden sind, sich also im Besitz eines „Freijagdscheins“ glaubten, sind trotz ihrer Berufung auf einen derartigen Freispruch, bei irgendeiner späteren Gelegenheit oft durch denselben Richter, der sie einst freigesprochen, zu schweren Strafen verurteilt worden. Man sieht, daß die Entscheidung darüber, ob ein Verbrecher geisteskrank ist, schwer zu treffen ist. Die Gefahr des Simulierens ist auch ungeheuer groß.

Der Arzt eines Gefängnisirrenhauses in Australien hat bei seinen Häftlingen Intelligenzprüfungen vorgenommen wobei sich ergab, daß bei den untersuchten Personen die Mörder zu 50 Prozent als vollkommen geistig gestört bezeichnet werden mußten und die Sittlichkeitsverbrecher 81 Prozent ausgesprochen geistesschwach waren. Schwer zu beurteilen waren die wegen Betruges und Fälschungen Verurteilten. Die Hälfte dieser Häftlinge wies die normale Intelligenz auf. Alle waren sie aber unterschiedslos als „geisteskranke“ Verbrecher in der Irrenanstalt untergebracht.

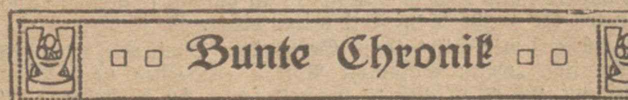
Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Krieg psychische Epidemien hervorgerufen hat und daß die Zunahme der Verbrecher in gewissem Zusammenhang mit den Erscheinungen der Nachkriegszeit steht. Man wird also wahrscheinlich mehr als früher den Psychiater vor Aburteilung eines Menschen, der ein Verbrechen begangen hat, zu Rate ziehen.

Daß die Mitwirkung der Psychiater eine große Gefahr in sich birgt, beweisen die Zustände in Amerika. Die Zahl der Kapitalverbrechen hat dort ungeheuer zugenommen; es sind im letzten Jahr allein ungefähr 10 000 Morde in den Vereinigten Staaten verübt worden. Es ist aber auch nirgends so leicht, wie in Amerika, den Verbrecher einer Irrenanstalt, anstatt einer Strafanstalt zuzuführen, besonders wenn bei der Verteidigung Geld eine Rolle spielt.

Im Prozeß gegen die beiden Millionärssöhne Loeb und Leopold, die einen dreizehnjährigen Knaben unter aufsehenerregenden Umständen, gewissermaßen als wissenschaftliches Experiment, ermordeten, spielten die medizinischen Sachverständigen eine ausschlaggebende Rolle. Der gerichtliche Sachverständige, Dr. William A. White, allgemein als erste Autorität geschätzt, erklärte, die erstaunlich geistige Begabung sei etwas Krankhaftes und Anormales. Er sei der Überzeugung, die Mörder seien zwei Super-Intellektuelle mit dem emotionellen Leben von Fünfjährigen. Noch ist der Prozeß nicht beendet und die Frage, ob Verbrechen oder Geisteskrankheit, nicht entschieden, aber es erscheint nicht zweifelhaft, daß die Mörder dem Irrenhause zugeführt werden, zumal für die Verteidigung bereits 250 000 Dollar verausgabt sind.

Die Affäre der beiden jugendlichen Experimentalmörder und Sexualverbrecher Loeb und Leopold bringt eine sensationelle Mordaffäre in Erinnerung, die vor Jahren die Öffentlichkeit gleich stark beschäftigt hat und die auch jetzt wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses in Amerika steht. Aus Neuyork kam vor einigen Monaten die Nachricht, daß der Millionär Harry Thaw, der im Juni 1906 den Architekten Stanford White erschossen hatte und nach einem komplizierten Prozeßverfahren als unzurechnungsfähig in eine Irrenanstalt gesperrt wurde, entlassen worden ist. Gegen diese Entlassung hatte die Frau, wegen der Thaw seinen Rivalen niedergeknallt hatte, Einspruch erhoben. Der Einspruch blieb wirkungslos. Thaw, dem seine Mutter treu zur Seite steht, befindet sich in dem kleinen Städtchen Winchester im Staate Virginia in Freiheit und macht, wie behauptet wird, in unliebsamer Weise von sich reden.

Verbrecheranlage oder Geisteskrankheit wird wohl ewig ein Problem bleiben. Mit diesem Problem beschäftigt sich die Wissenschaft schon seit urdenklichen Zeiten. Hippokrates, der Vater der Heilkunde, lehrte: „Wisset, daß Vergnügen und Freude, ebenso wie Kummer und Gram, durch das Gehirn empfunden werden. Durch dieses Organ denken und begreifen wir, erkennen Gutes und Böses, unterscheiden Angenehmes und Unangenehmes, — in ihm entsteht Raserei und Wahnsinn.“ So lehrte Hippokrates 400 Jahre vor Christi Geburt. Im 14. Jahrhundert nach Christi Geburt hielt man die „tobsüchtigen Narren“ als vom Teufel besessen und ließ sie vom Henker auspeitschen. Wie wird man das Problem im 20. Jahrhundert moderner Zeitrechnung, im Zeitalter der Aufklärung lösen?!



Bunte Chronik

* **Der schlagfertige Shaw.** Als sich Shaw nach der Uraufführung eines seiner Stücke auf der Bühne zeigte und vor dem brausenden Beifall des Publikums verbeugte, drang plötzlich aus einer Ecke ein schriller Pfiff an sein Ohr. Shaw blickte auf, sah scharf nach der Richtung, aus der der Pfiff gekommen war, trat ein paar Schritte vor und sagte dann, während alles gespannt still schwieg: „Mein Herr, ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber was vermögen wir zwei gegen die vielen?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.